

Markus Knapp

Liebe und Solidarität

Dr. Markus Knapp ist Professor für Fundamentaltheologie an der Ruhr-Universität Bochum. Seine derzeitigen Arbeits- und Forschungsschwerpunkte sind Theologische Rezeptionsmöglichkeiten einer nachmetaphysischen Philosophie sowie der Dialog zwischen Theologie und Naturwissenschaft, hier mit einem besonderen Interesse auf der Entwicklung einer Theologie der Liebe.

Ein schwieriges Wort

Vor mittlerweile mehr als fünfzig Jahren hat Karl Rahner die Vermutung geäußert, es gebe wechselnde Stichworte oder „Urworte“, in denen in verdichteter Weise zum Ausdruck kommt, wie in einer bestimmten Epoche die Wirklichkeitserfahrung und die Gotteserfahrung sich miteinander verschränken, so dass sich von diesen „Urworten“ her ein zeitgemäßer Zugang zur Wahrheit des Evangeliums erschließen kann. Für Rahner war damals „das epochal gültige Wort“ Liebe, weil es „das Ganze des Christentums im Menschen von morgen in die Konkretheit des Lebens aus jener Tiefe heraufruft, in die Gott, nicht wir, es durch sein Gnadenangebot, das er selbst ist, eingesenkt hat.“¹

Heute erscheinen durchaus Zweifel angebracht, ob Liebe noch das Wort ist, das die Wirklichkeitserfahrungen in den Kontexten der fortgeschrittenen Moderne des 21. Jahrhunderts mit der Grunderfahrung des Christentums zusammenführt. Schaut man in die Medien oder in die verschiedenen Bereiche der Kultur, so drängt sich statt dessen der Eindruck auf, dass Liebe zu einem der am meisten missbrauchten und beschmutzten Wörter geworden ist; es erscheint häufig als ein bloßes Klischee. „Kein Tag, an dem nicht ihr Name aus Illustrierten starrt, sich von Plakatwänden aufdrängt und in Filmen kreist, in Kirchen verkündet und in Bordellen verkauft, in Studien ihr Geheimnis gelüftet und von Enttäuschten vor ihr gewarnt wird.“² Es kommt hinzu, dass Liebe auf face-to-face-Beziehungen beschränkt erscheint und daher in den Funktionssystemen moderner Gesellschaften (Wirtschaft, Politik, Recht) deplatziert erscheint. Ihre „Reichweite“ ist dafür offensichtlich zu gering; sie steht unter dem Verdacht, hoffnungslos privatistisch zu sein.

Dieser Befund stellt eine Hypothek für die Kirche und ihre Verkündigung dar. Denn sie hat ja das Doppelgebot der Gottes- und der Nächstenliebe (Mk 12,28–31 parr.) zur Geltung zu bringen. Ist sie damit in der fortgeschrittenen Moderne aber nicht zu einem Nischendasein verurteilt, in dem sie nur für die

persönlichen Bedürfnisse nach Sinn, Halt, Geborgenheit und Wärme zuständig ist, in einer ansonsten unpersönlichen und kalten Konkurrenzgesellschaft, deren Funktionsmechanismen sich ihrer Liebesbotschaft entziehen und der sie daher auch keinerlei Orientierung mehr zu geben vermag? Um diese Frage sachgemäß beantworten zu können, sei ein etwas genauerer Blick auf das Phänomen der Liebe geworfen.

Unterschiedliche Gestalten von Liebe

Wo im Deutschen das eine Wort Liebe steht, verfügen andere Sprachen über mehrere Begriffe zur Bezeichnung dieses Phänomens. So unterscheidet etwa das Griechische zwischen *philia*, *eros* und *agape* oder das Lateinische zwischen *amor*, *caritas* und *dilectio*. Das verweist darauf, dass Liebe eine vielgestaltige Wirklichkeit ist und deshalb differenziert zu betrachten bleibt.³

Eine erste Gestalt der Liebe ist die Selbstliebe. Ohne sie ist ein Mensch überhaupt unfähig zu lieben; denn sie ist „nicht nur die früheste, sondern auch zugleich die uns von innen her vertrauteste Gestalt der Liebe.“⁴ Wenn Liebe heißt, einen Anderen, auch mit seinen Fehlern und Unzulänglichkeiten, anzunehmen und zu bejahen und Gutes für ihn zu wollen, so erfährt ein Mensch dies am ursprünglichsten in seinem Verhältnis zu sich selbst. Wenn die Bibel in der Selbstliebe den Maßstab der Nächstenliebe sieht („Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“), ist das daher nicht als Aufforderung zur Selbstliebe zu sehen. Eine solche ist gar nicht notwendig, weil ein Mensch normalerweise (wenn sein Verhältnis zu sich selbst nicht erheblich gestört ist) sich selbst liebt, d.h. in einem bejahenden und wohlwollenden Verhältnis zu sich selbst steht. Und daran kann und soll er erkennen, wie er sich seinen Mitmenschen gegenüber zu verhalten hat. So weiß etwa Thomas von Aquin: „Die Liebe zu anderen stammt beim Menschen aus seiner Liebe zu sich selbst, insofern sich einer zum Freund verhält wie zu sich selbst ... Also wird ein Mensch durch seine Empfindungen für das eigene Gute notwendig zur Empfindung für das Gute des Anderen hingeführt.“⁵

Eine zweite Gestalt der Liebe ist die *Freundschafts- (Philia)*. Sie setzt nach Aristoteles Gemeinschaft voraus, ein Verbunden sein zwischen Menschen, das dadurch charakterisiert ist, dass jeder sich um das Wohl des jeweils Anderen sorgt. Das erfordert dann aber auch eine (zumindest annähernde) Gleichheit zwischen Freunden; zu große Unterschiede, etwa hinsichtlich des

1 Karl Rahner, Über die Einheit von Gottes- und Nächstenliebe, in: ders., *Sämtliche Werke*,

Band 12: Menschsein und Menschwerdung Gottes, Freiburg/Br. 2005, S. 76–91, 91.

2 Franz Gruber, *Lieben. Leben mit Leidenschaft und Sinn*, Regensburg 2011, S. 8.

3 Vgl. dazu etwa Christof Breitsameter, *Liebe – Formen und Normen. Eine Kulturgeschichte und ihre Folgen*, Freiburg/Br. 2017, S. 128ff.

4 Josef Pieper, *Über die Liebe*, München 1984⁵, S. 126.

5 *Summa contra gentiles* III, 153 (zitiert nach: Thomas von Aquin, *Summe gegen die Heiden*. Bd. 3, Teil 2, hg. und übersetzt von Karl Allgaier, Darmstadt 1996).

Charakters, des Wohlstandes oder der sozialen Rangordnung, stehen einer Freundschaftsliebe im Weg. Deshalb hält Aristoteles auch eine solche Liebe zu den Göttern nicht für möglich.⁶

Eine dritte Gestalt der Liebe ist der *Eros*. Hier rückt nun die eigene Bedürftigkeit und Unvollkommenheit der Liebenden in den Fokus. Der *Eros* richtet sich auf die Verbindung oder Einswerdung mit Anderen, um dadurch das eigene Sein zu bereichern, indem dessen Mangel, sein Zerteilt- oder Zerrissen sein überwunden wird. Dieses Streben kann sich auf Dinge oder auch auf Geistiges (Wissen, das Schöne) richten. In seiner ursprünglichsten Form geht es dem *Eros* jedoch um einen anderen Menschen, und zwar um einen ganz bestimmten Menschen. In ihm sieht man dann etwas verkörpert, was man auch für sich selbst wünscht und erstrebt. In besonders intensiver und machtvoller Weise äußert sich die erotische Liebe im sexuellen Begehren, denn als sexuelles Wesen erfährt der Mensch sich ja in elementarer Weise als bedürftig und von Anderen angezogen. Allerdings lässt sich die erotische Liebe nicht auf den sexuellen Aspekt reduzieren. Sie strebt vielmehr danach, alle Dimensionen des Lebens in die Vereinigung mit dem Anderen miteinzubeziehen und davon durchdringen zu lassen. Auch wenn dabei der eigenen Bedürftigkeit des Liebenden eine besondere Bedeutung zukommt, so wird der andere Mensch doch durchaus auch um seiner selbst willen geliebt, denn sonst könnte er ja nicht begehrenswert und anziehend sein.

Während der *Eros* aufgrund seiner Struktur sehr stark gefühlsbestimmt ist, steht bei der *Agape* als der vierten Gestalt der Liebe vor allem der Wille im Vordergrund. Im Blick ist dabei nicht mehr in erster Linie das, was einen Anderen attraktiv und begehrenswert macht, sondern dessen Not und Bedürftigkeit. Die *Agape* lässt sich davon in Beschlag nehmen, und dabei können dann auch durchaus berechnete eigene Wünsche und Bedürfnisse zurückgestellt werden. Wer liebt im Sinne von *Agape*, wendet sich Anderen in ihrer ganz konkreten, manchmal auch unattraktiv erscheinenden oder gar abstoßenden Realität zu, allein aus der Sorge um deren Wohl. Der Philosoph Harry G. Frankfurt schreibt hinsichtlich dieser Gestalt der Liebe: „Etwas zu lieben hat weniger mit dem zu tun, was eine Person glaubt oder fühlt, als mit einer Konfiguration des Willens, der es um die praktische Sorge geht, was für das geliebte Wesen gut ist.“⁷

Diese unterschiedlichen Gestalten der Liebe schließen sich nicht gegenseitig aus, sondern gehören normalerweise alle zum menschlichen Lebensvollzug mit hinzu. In den verschiedenen Lebensphasen kann jedoch eine dieser Gestalten so in den Vordergrund treten, dass dadurch das Leben eines Menschen in besonderer Weise geprägt wird.

Überschaut man die unterschiedlichen Gestalten von Liebe, so lassen sich zwei Strukturelemente identifizieren, die intersubjektive Beziehungen bestimmen, wenn diese Ausdruck von Liebe sind: Zum einen ist dies die Anerkennung des Anderen; er wird in seiner Andersheit wahrgenommen und bejaht. Zum zweiten folgt daraus die Gewährung von Lebensraum für diesen Anderen; wer einen anderen Menschen liebt und ihn daher in seiner Andersheit anerkennt, der lässt ihm Zeit und Raum, um sich zu entfalten und er selbst sein bzw. werden zu können. Diese beiden Strukturmomente verbinden Liebe dann aber auch mit dem Bereich des Gesellschaftlichen und Politischen.

Liebe und Solidarität

Dass die Liebe zum Nächsten unabdingbar mit Selbstliebe verknüpft ist, besagt nicht, dass sie von einem latenten Egoismus begleitet wird. Wie gesehen beinhaltet Selbstliebe die bejahende Annahme seiner selbst und kann als solche dann als Maßgabe für die liebevolle Hinwendung zu den Anderen dienen. Egoismus dagegen besteht in der zwanghaften Fixierung auf das eigene Ich, so dass infolge dessen auch für das Denken und Handeln eines Menschen dessen eigene Interessen, Pläne oder Ziele leitend sind. Das macht ihn dann jedoch häufig unfähig, Andere mit ihren Wünschen und ihrer Bedürftigkeit wahrzunehmen und sich vorbehaltlos auf sie hin zu öffnen. Im Blick auf die Realitäten in modernen gesellschaftlichen Zusammenhängen zeigt sich zudem: Nicht selten bedingen auch die systemischen Zwänge in den verschiedenen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zusammenhängen eine solche Einstellung, um sich in einer kapitalistisch organisierten und getriebenen Konkurrenzgesellschaft behaupten zu können. Angesichts dessen kann Liebe als etwas auf den Nah- und Intimbereich Beschränktes und die Propagierung von Liebe als die Suche nach privaten Schon- und Schutzräumen erscheinen.

Dabei bleibt jedoch etwas gerade auch für moderne Gesellschaften mit ihren zunehmenden Tendenzen zu Anonymisierung, Vereinzelung und Entsolidarisierung Entscheidendes unbeachtet. Eine liebende Einstellung ermöglicht und fordert einen anderen Blick auf die Wirklichkeit und strahlt dadurch dann auch zwangsläufig in den gesellschaftlich-politischen Raum hinein aus. Wer in seinem unmittelbaren Lebensumfeld zu einer solchen Einstellung gefunden und sie als lebensförderlich erfahren hat, der wird daraus auch entsprechende Konsequenzen im Hinblick auf die Gestaltung der Gesellschaft ziehen: „Es geht darum, in wechselseitiger Anerkennung der Freiheit einen Lebensraum zu erschaffen, in dem – nicht zuletzt durch Ausgleich der Interessen und durch Integration der verschiedenen sich ergänzenden Fähigkeiten – jeder wahrhaft ‚leben‘ kann, da er sein eigenes Ich und seine eigene Verwirklichung im Beziehungsnetz mit anderen findet.“⁸

Durch die Überwindung einer selbstfixierten zugunsten einer liebenden Einstellung verändert sich somit die Wahrnehmung der intersubjektiven Verhältnisse. Und es ist eben diese veränderte Wahrnehmung, die ein Band der Solidarität in der Gesellschaft begründet und dadurch den gesellschaftlichen Zusammenhalt stärkt. Eine Einstellung, die durch die liebende Sorge um Andere geprägt ist, lässt diese ganz neu in den Blick treten und nimmt sie ernst in ihrer Bedürftigkeit, mit ihren Wünschen und Ängsten. So werden soziale Kälte und Gleichgültigkeit in der Gesellschaft überwunden und das politische Streben nach der Verwirklichung wechselseitiger Anerkennungsverhältnisse bestärkt, die es den Individuen ermöglichen, ihre eigene Identität angstfrei zu entwickeln und infolge dessen ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Ohne ein solches Band der Solidarität droht dagegen auch das Bemühen um die Schaffung von mehr Gerechtigkeit unterminiert zu werden. Sie wird dann leicht zu einer Art Tauschgeschäft nach der utilitaristischen Maxime „do ut des“.⁹ Wo hingegen ein solcher Utilitarismus durch die Perspektive des Liebesgebotes korrigiert

6 Aristoteles, Nikomachische Ethik, VIII, S. 8 und 9.

7 Harry G. Frankfurt, Gründe der Liebe, Frankfurt/Main 2005, S. 47.

8 Gisbert Greshake, Der dreieine Gott. Eine trinitarische Theologie, Freiburg/Br. 1997, S. 483.

9 Vgl. Paul Ricoeur, Liebe und Gerechtigkeit, Tübingen 1990, S. 59.

Woher kommt ^{die} Liebe?

Die Liebe kommt
aus dem Herzen
Die Liebe kommt
vom Himmel

Die Liebe kommt
aus der Seele

Die Liebe kann man
nicht beschreiben

Die Liebe fulzeht
ein fastfach gut an.
Die Liebe ist alles

Schülerarbeit, Klasse 3, Altschule Stuttgart

wird, kann die Sorge um die jeweils Anderen mit ihren realen, konkreten Bedürfnissen zur leitenden politischen und gesellschaftlichen Maxime werden, so dass ihnen wirklich Gerechtigkeit widerfahren kann.

Wie ist nun aber die Forderung nach einer am Leben der Anderen Anteil nehmenden Liebe *theologisch* begründet? Um diese Frage zu beantworten, bedarf es einer Klärung des Zusammenhangs von Gottes- und Nächstenliebe.

Gottes- und Nächstenliebe

Nach biblischem Zeugnis ist Gott Liebe im Sinne von *Agape* (1 Joh 4,8.16). Es ist auffällig, dass die Bibel sowohl in der Septuaginta wie im Neuen Testament ausschließlich dieses im damaligen Griechisch kaum gebräuchliche Wort verwendet, um die Liebe Gottes bzw. sein Liebe-Sein zu bezeichnen. Ganz offenbar hielt man *Eros* und *Philia* für ungeeignet, den spezifischen Bedeutungsgehalt des eigenen Liebesverständnisses wiederzugeben. Die christliche Theologie hat dieses biblisch bezeugte Liebe-Sein Gottes später dann trinitarisch entfaltet. Demnach ist Gott das von Ewigkeit her je neue Ereignis der Liebe zwischen Vater, Sohn und Geist und als solches vollkommene Liebe. Gott ist kein nach Liebe Suchender, sondern er will sich in seinem Liebe-Sein aus Freiheit an ein Anderes verschenken, um dieses in seine eigene innergöttliche Liebesfülle mit einzubeziehen.

Die menschliche Gottesliebe ist die Antwort auf dieses Geschenk der Liebe. Die Initiative liegt also ganz bei Gott: „Nicht darin besteht die Liebe, dass wir Gott geliebt haben, sondern dass er uns geliebt ... hat“ (1 Joh 4,10). Diese menschliche Gottesliebe ist dann aber unabdingbar verbunden mit der Selbstliebe und der Liebe zum Nächsten. Denn wer Gott liebt,

der vollzieht dessen liebende Zuwendung zu seinen Geschöpfen, seine Anteilnahme an ihrem Leben mit.

Diese Liebe Gottes ist jedoch ein allem eigenen Tun des Menschen immer schon zuvorkommendes Geschenk. Das muss dann aber auch für die Liebe zum Nächsten gelten. Sie kann deshalb nicht im Sinne eines Äquivalententausches praktiziert werden, nach dem utilitarischen Prinzip des „Do ut des“. Vielmehr schließt die Liebe Gottes zu seinen Geschöpfen nachahmende Nächstenliebe ausdrücklich auch die Feinde mit ein, also diejenigen, von denen keine Gegenleistung zu erwarten ist. „Wenn ihr nämlich nur die liebt, die euch lieben, welchen Lohn könnt ihr dafür erwarten? Tun das nicht auch die Zöllner?“ (Mt 5,46). Die an der Liebe Gottes zu seinen Geschöpfen sich orientierende Nächstenliebe ist ein asymmetrisches Geschehen. Sie nimmt Maß an dem ungeschuldeten Wohlwollen, mit dem Gott allen seinen Geschöpfen zugewandt ist und erwartet daher auch nicht eine entsprechende „Gegenleistung“.

Es ist diese Orientierung an der wohlwollenden Zuwendung Gottes zu allen seinen Geschöpfen, die ein Band der Solidarität zwischen den Menschen begründet, das sie prinzipiell alle einschließt. In diesem Sinne ist die biblische Liebesbotschaft unabdingbar politisch. Sie steht für eine Form des Zusammenlebens, bei dem Menschen sich miteinander verbunden wissen und ihr Leben miteinander teilen. Das setzt aber voraus, dass Menschen aneinander Anteil nehmen, dass sie sich nicht gleichgültig bleiben oder sich gar als Konkurrenten betrachten. Man wird daher sagen können: Die im biblischen Liebesgebot geforderte Einstellung gegenüber den Anderen ist die Bedingung der Möglichkeit eines humanen Zusammenlebens. Das kann auch in säkularen Lebenszusammenhängen einsichtig gemacht werden.

Theologisch bleibt dabei zu beachten: Die Einheit von Gottes- und Nächstenliebe muss keineswegs immer explizit sein. Theologisch wird man vielmehr sagen können: Wer gegenüber Anderen die Einstellung zeigt, die das Gebot der Nächstenliebe fordert, der vollzieht auf jeden Fall die wohlwollende und zuvorkommende Zuwendung Gottes zu seinen Geschöpfen mit. Ausdrücklich thematisiert wird das ja im Weltgerichtsgleichnis in Mt 25: Diejenigen, die sich um die Kranken, die Hungernden, die Gefangenen usw. gesorgt haben, haben sich in diesem ihrem Tun zugleich Gott zugewandt und seinem universalen Heilswillen entsprochen, auch wenn sie selber keine ausdrückliche Gottesbeziehung haben.

Das ist dann auch in interreligiösen Zusammenhängen von Bedeutung. Denn man wird ja sagen müssen: Wo immer Religionen Menschen dazu anleiten, sich Anderen in der vorbehaltlosen Sorge um ihr Wohl, das Gelingen ihres Lebens zuzuwenden, da entspricht dies dem biblischen Gebot der Gottes- und Nächstenliebe. Auch wenn andere Religionen das christliche Gottesverständnis nicht teilen, so können sie doch den Intentionen Gottes im Hinblick auf seine Schöpfung, so wie die Bibel und ein biblisch orientierter Glaube sie verstehen, gerecht werden. Die Entdeckung einer solchen grundlegenden Gemeinsamkeit in religiös begründeten Einstellungen und Vollzügen kann daher auch eine aussichtsreiche Grundlage für interreligiöse Dialoge bilden, in denen dann auch die Differenzen zwischen den Religionen thematisiert und vor dem Hintergrund dieser praktischen Gemeinsamkeit ausgelotet werden.